



JOHN BURNSIDE, geboren 1955 in Schottland, gehört zu den bedeutendsten zeitgenössischen Autoren Großbritanniens. Für sein Werk aus Lyrik und Prosa erhielt er zahlreiche Preise, unter anderem den Corine-Belletristikpreis des ZEIT-Verlags, den Petrarca-Preis und den Spycher-Literaturpreis.

Außerdem von John Burnside lieferbar:

Lügen über meinen Vater

Wie alle anderen

Ashland & Vine. Roman

Haus der Stummen. Roman

Die Spur des Teufels. Roman

Glister. Roman

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

John Burnside

IN HELLEN SOMMERNÄCHTEN

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Bernhard Robben*



PENGUIN VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Summer of Drowning« bei Jonathan Cape, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No 01967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © 2011 by John Burnside

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by
Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Hafen Werbeagentur

Umschlagmotiv: © Nicolo Sertorio / GettyImages

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10171-0

www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Vor Freunden behaupte ich, die Malerei gehe in Wahrheit auf Narziss zurück, auf diesen jungen Mann, der, so die Dichter, in eine Blume verwandelt wurde. Und es ist eine zutreffende Geschichte, ist die Malerei doch die Blume unter den Künstern. Denn was will sie anderes, als mit Hilfe ihrer Disziplin die Oberfläche jenes Teiches zu umarmen, der unser Bild spiegelt?

Leon Battista Alberti,
Della Pittura – Über die Malkunst, 1435

Das Studium des sichtbaren Universums beginnt damit, so könnte man behaupten, dass wir unsere Augen gebrauchen. Zu aller Anfang aber gibt es etwas, was man einen Akt des Glaubens nennen könnte – des Glaubens daran, dass das, was unsere Augen uns zeigen müssen, bedeutsam ist.

Arthur Stanley Eddington,
Die Naturwissenschaft und die Welt des Unsichtbaren, 1929

Ende Mai 2001, etwa zehn Tage nachdem ich ihn zuletzt gesehen hatte, wurde Mats Sigfridsson einige Kilometer von hier aus dem Malangenfjord gezogen. Es heißt, er sei bei Skognes ins Wasser gegangen und zurück zur Anlegestelle bei Straumsbukta getrieben worden, also nicht weit von dort, wo ich wohne – und ich rede mir gern ein, das Meer hätte Erbarmen mit dem schmächtigen Jungen gehabt, den es tötete, hätte ihn schon heimgetragen, als ein Fischer in der Sommerdämmerung den auffälligen, fast weißen Haarschopf entdeckte und den Leichnam mit gebotener Sorgfalt, Trauer und routiniertem Geschick ans Ufer brachte. Auf halbem Weg nach Kvaløya und der Fahrinne, in der die großen Kreuzfahrtschiffe und Frachter aus Tromsø hinaus aufs offene Meer fahren, fand man im Fjord ein dahintreibendes Boot, das, wie sich später herausstellte, einen knappen Kilometer weit von Mats' Haus sicher vertäut gewesen war. Letzteres schien daraufhin zu deuten, dass er es gestohlen hatte, nur war dies keine einleuchtende Erklärung, da als Dieb wohl niemand so wenig infrage kam wie Mats Sigfridsson und kein Mensch auch nur erahnen konnte, was der stille, gut erzogene Junge mitten in der Nacht auf dem Wasser gesucht haben mochte. Das Ganze blieb ein Rätsel, und jeder hegte eine eigene Theorie, warum Mats in diesem Boot gewesen war und was er vorgehabt haben könnte. Die einen redeten von Selbstmord: Das Schuljahr war zu Ende, und wie ich selbst hatte Mats gerade alle Prüfungen abgelegt, die über seine Zukunft entscheiden würden – für jeden Achtzehnjährigen eine anstrengende Zeit; doch er hinterließ keinen Abschiedsbrief, und es gab auch keine

Anzeichen dafür, dass er in den Wochen zuvor deprimiert gewesen wäre. Wenn überhaupt etwas anders gewesen war, dann hatte er eher glücklicher als sonst gewirkt. Einige Erwachsene meinten, da sei bloß ein dummer Streich schiefgelaufen, eine der jugendlichen Eskapaden, auf die sich Jungen in seinem Alter aus unerfindlichen Gründen gern einlassen – niemand aber, der Mats kannte, schenkte dieser Theorie Glauben. Ein paar Gleichaltrige in der Stadt munkelten von einem Verbrechen, nur hatte kein Mensch auch bloß die geringste Ahnung, warum irgendwer ein Interesse daran gehabt haben sollte, einem Jungen wie Mats Sigfridsson etwas anzutun.

Was mich betrifft, so hatte ich keine eigenen Theorien – jedenfalls damals nicht. Mats ging in meine Klasse, und ich hatte ihn immer gemocht, auch wenn wir uns nicht besonders nahegestanden hatten. Vor allem mochte ich sein bleiches Struwwelpeterhaar und das seltsam schiefe Lächeln, das er aufsetzte, wenn Lehrer eine Frage stellten, die er nicht beantworten konnte. Er hing ständig mit seinem Bruder Harald zusammen, fast als wären sie Zwillinge. Die Leute behaupteten, sie seien unzertrennlich, sogar ununterscheidbar, dabei war Harald ein Jahr jünger, und es fiel in Wahrheit niemandem schwer, sie auseinanderzuhalten. Ihre zwillingsartige Ähnlichkeit war eine Illusion; eine Illusion, die sie bewusst förderten, weil sie einander gleich sein *wollten*. Aus Gründen, die nur sie allein kannten, mussten sie identisch sein. Und natürlich waren sie auch zusammen, als ich sie zum letzten Mal sah, damals, am Grunnlovsdag. Sie sahen sich den Umzug auf der Sjögata an und standen auf der anderen Straßenseite mitten in einem Meer norwegischer Flaggen – zwei weißhaarige Jungen, deren Augen dem Umzug auf exakt die gleiche Weise folgten, deren Hälse sich im gleichen Rhythmus reckten und deren Köpfe sich im

gleichen Rhythmus drehten, wodurch sie seltsam mechanisch wirkten, beinahe wie Automatenmenschen auf einem altmodischen Jahrmarkt. Sie fielen immer auf, und selbst in der Menge schienen sie stets allein in ihrer eigenen Welt zu sein, einer Welt, zu der sonst niemand Zutritt hatte. Nur waren sie an diesem Tag nicht allein und eigentlich auch nicht mehr zusammen, denn wo einst zwei gewesen waren, da waren nun drei: Mats, Harald und jene andere, *Maia*. Natürlich wusste ich, wer sie war; sie ging seit einiger Zeit in Haralds Klasse, kam aber eigentlich nur zur Schule, wenn ihr der Sinn danach stand, bis sie schließlich gar nicht mehr auftauchte, und ich konnte auf Anhieb erkennen, dass sie, so unwahrscheinlich dies auch klang, mit ihnen *zusammen* war. Das überraschte mich, selbst wenn es offensichtlich kein Zufall war, dass sie ebendort standen, drei, wo nur zwei sein sollten, drei, die in all dem Rot, Blau und Weiß untergingen und wieder auftauchten, und ich weiß noch, wie sehr ich mich damals darüber gewundert habe.

Noch hatte ich allerdings keinen Grund zu der Annahme, dass sie den Jungen Böses wollte. Das war eine Woche vor Mats' Tod und etwa einen Monat, ehe Kyrre Opdahl anfing, seine verrückte *Huldra*-Geschichte zu erzählen – also gab es nicht den geringsten Anlass, schlecht von dem Mädchen zu denken. Ich fand es nur merkwürdig, dass sie mit diesen beiden schönen, weißhaarigen Jungen zusammen war, und ich weiß noch, dass ich mich fragte, was die drei wohl zusammengeführt hatte. Dabei habe ich Maia keineswegs unterstellt, dass sie irgendwelchen Unfug plante – damals nicht. Nicht an jenem Tag und auch nicht danach, als Mats starb. Ich nahm auch nicht an, dass sie bewusst bösartig war; ich fand nur, dass irgendwas an ihr nicht ganz stimmte. Sie war zu dunkel, zu aufmerksam, zu *solide*. Diese Jungen glitten in ihrem eigenen, selbst

gesponnenen Traum durch die Welt und kümmerten sich um nichts anderes: Sie waren weder hochbegabt noch sportlich, begeisterten sich für nichts Bestimmtes. Mag sein, dass sie ein wenig wild waren, aber wild wie Tiere – wie Pferde vielleicht –, nicht wild wie manche aus ihrer Schule, die Verrücktes anstellten, um aufzufallen oder um zu beweisen, dass sie sich einen Dreck um all die Leute scherten, die sich einen Dreck um sie scherten. Von denen gab es in unserer Schule so einige, Möchtegernrebellen, die nicht wussten, was sie taten, überdrehte Vampire und Gruftis. Nur gehörten Mats und Harald nicht zu dieser Clique, ebenso wenig aber gehörten sie zu diesem dunklen, leidenschaftlichen Mädchen. Daher fiel es mir auf, dieses seltsame Dreiergespann – bloß dachte ich mir nichts dabei, und bald zogen sie weiter, verschwanden in der Menge, die für die Parade herbeigeströmt war an diesem kältesten, verschneitesten Unabhängigkeitstag seit Jahren. Drei statt zwei und definitiv zusammen. Natürlich hatte ich keine Ahnung, dass die Jungen zur Zeit der Mittsommerfeuer tot sein würden, erst Mats und dann, zehn Tage später, sein kleiner Bruder, unerklärlicherweise in einem Meer ertrunken, das zu ruhig war, zu still und viel zu gleichgültig, um sich für sie zu interessieren.

Ich habe Harald in den Tagen nach Mats' Tod nicht gesehen. Die Schulzeit schien mir schon lange vorbei zu sein, und wir Schüler wohnten über die ganze Insel verstreut, warteten auf die Examensergebnisse und fragten uns, was wohl als Nächstes geschehen würde. Ich fuhr nicht oft nach Tromsø und hielt auch zu keinem aus der Schule Kontakt; ich war viel zu froh, Klassenzimmerintrigen und Teenagergeschwätz hinter mir lassen zu können. Außerdem hatte ich nie viel dafür übrig gehabt, bei Freundinnen zu übernachten oder am Samstagnachmittag

mit anderen Mädchen herumzuziehen, um mir Make-up oder Schuhe anzusehen. Ich ahnte, wie schmerzlich es für Harald gewesen sein musste, seinen Bruder auf diese Weise zu verlieren, nur konnte ich nicht glauben, dass er sterben *wollte*, und bis heute halte ich seinen Tod nicht für Selbstmord. Er ertrank bei stiller See, genau wie Mats, was seltsam ist, aber nicht bedeutet, dass er sich absichtlich umgebracht hat. Hinterher sagte Kyrre Opdahl – zu mir, und sicher auch zu jedem, der ihm zuhören wollte –, *sie* hätte Schuld, die *Huldra*, aber das ist lächerlich. Es gibt keine *Huldra*. Etwas Ungewöhnliches ist passiert, nur gibt es dafür eine Erklärung. Irgendwas Psychologisches. Es lässt sich nicht einmal belegen, dass Harald Maia überhaupt gesehen hat, damals, in den zehn Tagen, ehe er sich mitten in der Nacht aus dem Haus schlich und im Dämmerlicht an den Strand lief; und ebenso wenig lässt es sich belegen, dass sie etwas mit seinem Weggang zu tun gehabt hat.

Trotzdem muss gesagt werden, dass etwas Eigenartiges vor sich ging. Die Wiesen lagen still, der Himmel war klar und das Meer ruhig, gerade so wie in jener Nacht, in der sein Bruder ertrank, weshalb es für Harald keinen Grund zu sterben gab. Genau genommen hatte keiner von ihnen dafür einen Grund. Weder Mats noch Harald und gewiss nicht Martin Crosbie, der gar nicht erst hätte hier sein sollen. Jeder weiß das, und obwohl die meisten Leute für alles Mögliche eine Erklärung gefunden und sich das, was sie nicht erklären konnten, aus dem Kopf geschlagen haben, weiß ich, dass wir immer noch daran denken, wir alle, wenn wir allein sind, wenn wir in Gedanken die Abfolge der Ereignisse durchgehen und uns das Unmögliche zu erklären versuchen – und ich weiß, es setzt uns noch zu, nicht nur mir, sondern uns allen, da keiner dieser Tode durch Ertrinken einen Sinn ergibt. Niemand hätte dort draußen sterben sollen,

nicht unter diesen Bedingungen, nicht zu dieser Jahreszeit. Wie vor ihm Mats, verschwand Harald in einer stillen, mondhellenden Nacht auf reglosem Meer, und das Boot – man entdeckte das Boot in Kvitberg, wo es nahe beim Strand lag, als wartete es auf Haralds Rückkehr, dasselbe Boot, das Mats genommen hatte, vom selben Nachbarn gestohlen – befand sich in ausgezeichnetem Zustand. Darüber hinaus gab es für Harald ebenso wenig einen Grund, dort draußen zu sein, wie es ihn für Mats gegeben hatte, keinen Grund hinauszurudern, bis er allein auf dem offenen Meer war, und keine Erklärung dafür, warum er den Tod fand. Eigentlich gab es für nichts von all dem eine Erklärung. Nicht für Mats, nicht für Harald, nicht für Martin Crosbie. Vor allem aber gab es keine Erklärung dafür, warum Kyrre Opdahl gemeinsam mit dem Mädchen verschwinden sollte, das er so hasste, keinen Grund dafür, dass sich die beiden auf dem Weg von unserem Haus zum Strand in nichts auflösten und nur einige Flecken im Gras hinterließen, bei denen es sich um Asche oder Staub gehandelt haben könnte. Eine Spur, die der Regen fortspülte, ehe sie jemand sehen konnte – nur *ich* habe sie gesehen, und ich sehe sie in Gedanken auch jetzt noch vor mir, eine dünne Spur am Wiesenrand, die sich im prasselnden, dunklen Regen auflöste, ehe ich recht erkennen konnte, was es war. Also ja, wir werden alle noch von dem geplagt, was letztes Jahr geschah, auch wenn wir nicht mehr darüber reden, doch setzt es mir mehr zu als den meisten, weil ich sah, was ich sah, und darüber nicht sprechen kann.

Das war vor zehn Sommern. Der Sommer meines achtzehnten Lebensjahres; der Sommer, in dem mein toter Vater sich meldete und dann wieder in jenem Schweigen verschwand, aus dem er aufgetaucht war; der Sommer der Geister und Geheimnisse; der letzte Sommer, in dem ich mich für

eine Spionin Gottes hielt. Ein langer, weißer Sommer der Geschichten, die unmöglich jemand glauben konnte, Geschichten, die wir alle akzeptierten, obwohl wir wussten, dass sie von Anfang bis Ende erlogen waren. Der Sommer, in dem die *Huldra* ihrem Versteck entstieg, wo immer das auch sein mochte, und drei Männer ertränkte, einen nach dem anderen, im stillen, kalten Wasser des Malangenfjords. Heute, da sonst niemand mehr über die Ereignisse jenes Sommers redet, bleibt bloß noch eine Geschichte, und die kann ich nicht laut erzählen, da sie zu einer anderen Welt gehört. Auf diese Welt habe ich nur einen flüchtigen Blick geworfen; doch wollte ich versuchen, über das zu reden, was ich gesehen habe, hielten mich die Leute in der Stadt für so verrückt wie Kyrre Opdahl – und vielleicht bin ich das auch. Denn selbst wenn ich nicht glaube, was Kyrre über die Ertrunkenen erzählt hat, weiß ich doch, dass etwas Schreckliches geschehen ist, und ich weiß auch, dass ich sah, was ich sah, an jenem Tag, an dem Kyrre und Maia verschwanden. Die Leute in der Stadt würden behaupten, es seien doch nur eine Reihe unseliger Zufälle gewesen, denn ihnen liegt vor allem daran, eine endgültige Erklärung für diese Geschichte zu finden – allerdings hatte Kyrre ja schon immer behauptet, dass Stadtleute dumm sind. Sein Leben lang verblüffte und enttäuschte es ihn, dass die Menschen in seiner Umgebung alles so wörtlich nahmen: Sie stellten sich Trolle als stämmige, sauertöpfische Monster vor, die unter Brücken hausten und entlaufene Ziegen fraßen; sie stellten sich die *Huldra* als eine hübsche Frau vor, die im roten Kleid auf den Wiesen tanzte und nur auf eine Gelegenheit wartete, junge Männer zu umgarnen und ins Verderben zu locken. An so etwas glaubten die Stadtleute nicht, natürlich nicht, weshalb sie sich auch über die alten Geschichten lustig

machten und gar nicht begriffen, dass sich für einen wahren Gläubigen wie Kyrre nichts derart simpel verhielt. Doch *ich* begriff es, *ich* wusste es. In Kyrres Haus lauerten Schatten in den Falten jeder Decke, dort huschte ein unmerklicher Schauder über das Wasser im Glas, über die Sahne in der Schüssel auf dem Tisch, überall taten sich winzige, fast unendlich kleine Schlupflöcher der Verheerung im Gefüge der Wirklichkeit auf, eine Verheerung, die aufkommen konnte und einen fand, wie der erste Windstoß eines Unwetters den Ruderer auf offenem Meer findet. Kyrres Haus barg Erinnerungen an reale Vorkommnisse, an lang verstorbene Knechte und Schulmädchen, die vor fünfzig Jahren bei Tagesanbruch losgezogen und schwachsinnig heimgekehrt waren – schwachsinnig für den Rest ihres Lebens, von etwas Unbenennbarem gestreift, in den Köpfen ein Flügelschlag, eine Windbö dort, wo Gedanken hätten sein sollen. Kyrre glaubte an diese Dinge, doch hatten sie nichts mit Ungeheuern oder Feen gemein – und nun merke ich, dass ich auch daran glaube. Wenn ich aber in der Stadt nicht darüber reden will oder wenn ich mich zu Mutter an den Esstisch setze, sie mich anschaut und weiß, dass etwas anders ist – etwas, das sie, wie sie erstaunt bemerkt, nicht dingfest machen kann –, wenn ich niemals und niemandem Kyrres Geschichten erzählen will, dann nicht etwa, weil ich mich ihrerwegen schäme. Nicht einmal, weil ich fürchte, die Stadtleute könnten behaupten, ich sei so verrückt wie jener alte Mann, der vor Jahren den Verstand verlor und verschwand. Ich für meinen Teil glaube nicht, dass Stadtleute dumm sind – wenigstens sind sie nicht dümmer als andere Menschen. Ich weiß nur, sie gehören einer Welt an, die Geschichten aber einer anderen. Irgendwo dazwischen gingen fünf Seelen verloren, und die *Huldra* verschwand, wenn ich auch nicht mit Sicherheit behaupt-

ten kann, dass sie alle wirklich verschwunden sind, weshalb ich immer wieder dahin zurückkehre, wo ich sie zuletzt gesehen habe, um dort nach Spuren Ausschau zu halten, die es geben haben muss, irgendwann einmal, vor langer Zeit, Spuren, die längst verschwunden sind.

Dinge sehen

In dem Moment, in dem ich aufwachte, wusste ich, dass irgendwas nicht stimmte. Ich hatte ein Gefühl, wie es einen manchmal beim Aufwachen überkommt, eine unbestimmte Furcht, die im Traum beginnt und sich dann, wenn die Nachtlogik schwindet, für kurze Zeit zu einem dunklen, lauernden Schatten verhärtet, ehe sie in nichts als Tageslicht und Märchenkischee zerfällt. Ein Phantomzustand, ein Fantasiegebilde, ein Kniff, mit dem der Verstand sich selbst täuscht, wenn man zu viele Geschichten gehört hat. Ein Anflug von Aberglauben, realer als alles andere, realer und überzeugender, bis man endgültig aufwacht und sein Gefühl absurd findet. Einen Moment lang meinte ich, mich zu fürchten, und ich wusste nicht genau, wo ich mich befand. Dann hörte ich unten Stimmen und begriff, es war Samstagmorgen in unserem grauen, sonnenbeschienenen Haus über den Wiesen, einem Haus, das im Laufe der Jahre zu einer Metapher geworden war – zu einer Metapher, vielleicht auch einem Talisman – für eine gewisse Lebensart, ein grau gestrichenes Holzhaus, das man weltweit an Galeriewänden in Oslo, London und New York, auf seltenen, sehr teuren Landschaftsbildern der für ihre Zurückgezogenheit berühmten Malerin Angelika Rossdal sehen kann – einer Frau, die mit ihr zwar keine Ähnlichkeit hat, aber dennoch meine Mutter ist.

Weil Stimmen zu hören waren, Stimmen aus dem Esszimmer direkt unter meinem Bett, musste es irgendwann nach elf Uhr sein, da Mutters Freunde – Mutters *Freier* – um diese Zeit ins Haus kamen, so wie jede Woche, bei jedem Wetter, an schönen Tagen mit dem Wagen aus Mjelde oder Kvaløysletta, bei

Schnee auf Skiern, stets pünktlich, stets mit Geschenken: Saatpäckchen oder junge Pflanzen von Harstad, dem weiter oben am Strand eine Gärtnerei für alpine Pflanzen gehörte, Bücher und Zeitungsausschnitte von Ryvold, unserem handzahmen Gelehrten, der wie Kyrre Opdahl seine Zeit mit dem Sammeln von Geschichten verbrachte – wenn auch, wie es damals schien, aus ganz anderen Gründen. Rott, in gewisser Hinsicht Mutters Liebling in dieser fröhlichen Schar abgewiesener Liebhaber, brachte Konfekt mit und Bonbons oder edle Teesorten aus seinem Laden in Tromsø. Sie alle kamen nie mit leeren Händen, und sie hatten auch immer eine Geschichte parat, ein bisschen Tratsch und Klatsch oder in der gerade vergangenen Woche gesammelte Neuigkeiten aus der Gegend, deren Einzelheiten sie sich sorgsam gemerkt hatten, damit sie bei Tee und Gebäck etwas zu erzählen wussten. Sie waren ausnahmslos gute Männer, und mir war keiner direkt zuwider, doch mied ich ihre Gesellschaft, wenn irgend möglich. Jeder für sich genommen war anständig, ja sogar bemerkenswert, zusammen aber stimmten sie mich traurig, nicht weil sie ein elenderes Leben als andere Menschen führten, sondern weil sie so *verliebt* in meine Mutter waren, jeder auf seine Weise, und weil so offensichtlich keiner erwartete, je erhört zu werden.

Ich setzte mich auf und sah zum Wecker auf dem Nachtschränkchen: exakt elf Uhr fünfundfünfzig. Sie waren also seit fast einer Stunde da, und ich war noch im Haus, dabei hätte ich längst unterwegs sein sollen. Meist verbrachte ich die Samstagvormittage mit Kyrre Opdahl und träumte in seiner unaufgeräumten Küche über einem Becher Kaffee vor mich hin, während er an irgendeiner alten Wanduhr oder einem Außenbordmotor herumbastelte, an Sachen, die niemand sonst reparieren konnte, oder ich war draußen beim Bootshaus, wo er

den Fähren und Frachtern nachsah auf ihrer Route zum Nordkap und nach Russland, oder bei seiner kleinen Sommerhütte, seiner *Hytte*, während er sauber machte, sie für die nächsten Mieter herrichtete – eigentlich kam es nicht darauf an, wo ich mich aufhielt, solange ich nicht *hier* war. Ich blieb gewöhnlich fort, bis die Freier wieder gegangen waren, und dann, wenn ich heimkam, tat ich, als wäre nie jemand im Esszimmer gewesen. Von den Eindringlingen würde keine Spur mehr zu sehen sein: Mutter würde das Geschirr abgeräumt und die Krümel vom Tisch gewischt haben, ehe sie nach oben in ihr Atelier ging, um an dem zu arbeiten, was immer sie gerade malte, und ich hatte das Haus erneut ganz für mich. In Flur und Esszimmer und auf der Treppe war es wieder vollkommen still, unnatürlich still. Still, leer und scheinbar unkontaminiert.

Die Freier. Das war mein Name für sie, nicht ihrer: *Freier*, wie die Männer im griechischen Mythos, gekommen, um Penelope zu betören, zu bezirzen oder auch nur, um lang genug auszuharren, während ihr Gatte auf weindunklen Meeren umherirrte und sich mühte, den Weg nach Hause zu finden. Als ich noch klein war, hatte Mutter mir die Geschichte vorgelesen, diese und auch die anderen klassischen Sagen von Helden, Wikingern und den siebten Söhnen siebter Söhne, die sie so sehr liebte – ich glaube, es amüsierte sie ein wenig, als das Leben anfing, die Kunst zu imitieren, und diese Männer begannen, sie mit Geschichten und Geschenken zu hofieren, geduldige Männer, die in diesem subarktischen Land jahrelang darauf gewartet hatten, dass jemand wie sie zu ihnen kam. Angelika Rossdal. Die bekannte Malerin, die der großen weiten Welt den Rücken gekehrt hatte und in den Norden gekommen war, um als Einsiedlerin auf einer abgelegenen Insel zu leben, eine Malerin, aber auch eine unglaubliche Schönheit, eine, auf die

sie alle hier ihr Leben lang gehofft hatten, um sich nun hoffnungslos in sie zu verlieben. Manche Männer, die im Laufe der Jahre unser Haus besuchten, waren verheiratet, manche kamen einen Monat lang oder zwei zu den Teepartys am Samstagvormittag, um dann, von Mutters Schönheit und Reserviertheit betrübt, wieder ihrer Wege zu ziehen. Doch die Kerntruppe – Harstad, Ryvold und Rott – schaute jede Woche vorbei, komme, was da wolle, um unerlösbare verzaubert an ihrem Tisch zu sitzen; Romantiker der alten Schule, die einzig fürchteten, dass ihre Gebete erhört werden könnten. Zur Kerntruppe zählten ausschließlich Junggesellen der einen oder anderen Art, und sie stammten alle nicht von hier. Es waren Männer, die aus den unterschiedlichsten Gründen beschlossen hatten, im hohen Norden zu leben, sei es aus Schüchternheit oder aus einem übertriebenen Verlangen nach Ruhe oder weil sie vor irgendwelchen tiefer im Süden erhörten Gebeten geflohen waren. Mutter tat nichts, um sie zu ermutigen, doch muss ich sagen, dass sie ebenso wenig tat, um sie zu entmutigen. Im Gegenteil, nie verriet sie irgendwem, was sie empfand oder nicht empfand. Sie servierte Tee und Kuchen und hörte ihren Besuchern zu, wie sie miteinander darin wetteiferten, Geschichten vorzutragen, die ihre Zustimmung finden könnten, wehrte gelegentliche Versuche ab, sie in intimere Gespräche zu verwickeln – und wenn sie gingen, machte sie sich wieder an die Arbeit, als hätte es keine Unterbrechung gegeben.

In jenem Sommer fand dieses Ritual bereits seit Jahren statt – so lange schon, dass es zu einem festen Bestandteil unseres Lebens geworden war –, und ich glaube, Mutter überraschten die Aufmerksamkeiten nicht nur, sie verwirrten sie auch ein wenig, so wie es Penelope ergangen sein musste, als ihre Bewunderer immer weiter warteten, Tag um Tag, Jahr um Jahr, während sie

bei Licht ihr großes Tuch webte und bei Dunkelheit das Ge-
webte wieder löste.

Und doch, bedenkt man, wie sehr sie diese mysteriöse Frau faszinierte, wie begierig sie waren auf ihre Ansichten zu Malerei, Literatur und zum Leben im Allgemeinen, so war es interessant – zumindest für mich –, dass keiner von ihnen je fragte, was für einen Platz denn *ich* im großen Lebensplan einnahm. Mutter war eine alleinstehende Frau mit einer Tochter im Teenageralter, dennoch wurde nie gefragt, wer mein Vater war oder wo er sich gerade aufhielt – und das fand ich schon seltsam, auch wenn ich wusste, dass, *hätten* sie gefragt, Mutter nichts gesagt hätte. Schließlich hatte sie selbst mir nie mehr als nur das absolut Notwendige erzählt. Als ich noch kleiner war, antwortete sie mir irgendwann auf meine vielen Fragen, sie habe auf einer Party in Oslo einen Mann kennengelernt – dessen Namen, sagte sie, sei nicht weiter von Belang –, und sie sei kurz mit ihm zusammen gewesen, doch sei er dann unerwartet nach Argentinien gezogen und der Kontakt mit ihm abgebrochen. Laut dieser Version der Ereignisse verließ sie der Mann, um seinen eigenen Interessen zu folgen, weshalb Mutter zum Besten aller Beteiligten beschloss, mich allein zu erziehen – und ich nahm ihre Geschichte für bare Münze, so merkwürdig dies auch klingen mag. Natürlich machte es mir eine Weile zu schaffen, dass sie mir seinen Namen nicht sagen wollte, doch in diesem Punkt blieb sie unerbittlich, und wenn Mutter einmal einen Entschluss gefasst hat, kann kein Mensch auf der Welt sie umstimmen. »Das ist alles lange her«, hätte sie gesagt. »Außerdem geht es uns doch gut, oder nicht?« Und ich musste zugeben, dass es uns tatsächlich gut ging. Einmal hörte ich die Freier über mich reden, darüber, wie schwierig es doch für mich sein müsse, im Schatten einer solch bemerkenswerten

Frau aufzuwachsen, und einen langen Nachmittag grübelte ich über ihre Worte nach, ehe ich entschied, dass das, was sie gesagt hatten, schlichtweg Unsinn war. Ich hielt mich nicht für jemanden, der im Schatten meiner Mutter aufwuchs. Ich lebte in meiner eigenen Welt, die Mutter für mich vorbereitet, mir dann aber überlassen hatte, damit ich sie nach meinen eigenen Wünschen formte. Mutter lebte so, wie sie es wollte, und ich habe immer gewusst, dass die Arbeit für sie an erster Stelle stand, doch genau das gab mir die Freiheit, so zu leben, wie *ich* es wollte, und selbst zu entscheiden, was für *mich* an erster Stelle stand; außerdem habe ich nie daran gezweifelt, dass sie recht hatte. Uns ging es gut. Wir hatten das Haus, wir hatten sogar eine ganze Insel, also genügend Raum und Ruhe, unser Leben nach eigenem Gutdünken zu führen, ohne uns von irgendwem etwas vorschreiben zu lassen; darüber hinaus waren wir mehr oder weniger unabhängig und durchaus in der Lage, uns um uns selbst zu kümmern. Wir brauchten nichts von niemandem.

Mutter brauchte nicht nur nichts von anderen Menschen, sie waren ihr mehr oder weniger egal, so sehr ging sie in der eigenen Arbeit auf. Sie suchte keine Gesellschaft, tolerierte sie nur – und im Laufe der Jahre hatte sich eine feste und für sie befriedigende Routine entwickelt, die ihr ein Minimum an menschlichem Kontakt mit einer leicht zu kontrollierenden Gruppe von Männern gewährte. Samstags, von elf Uhr vormittags bis zwei Uhr mittags, kamen die Freier, saßen im Esszimmer, tranken Tee, aßen Kuchen, den Mutter in einem Geschäft in Straumsbukta bestellt hatte, musterten einander aufmerksam über den Tisch hinweg – und *redeten*. Ohne Unterbrechung, unermüdlich, verstummten eigentlich nie, wechselten sich nur ab oder redeten querbeet durcheinander, um ihre Geschichten zu spinnen, um Theorien und Ergreifendes auszu-

breiten, während Mutter zuhörte und sich willkürlich Einzelheiten, Fragmente und Informationsbrocken herauspickte, die sie stillschweigend für später aufbewahrte. Ich ertrug es nicht. Meist verdrückte ich mich, ehe sie eintrafen, und Mutter wusste Bescheid, doch machte es ihr nichts aus, solange ich mich nicht allzu demonstrativ verhielt. Da ich gestern jedoch die halbe Nacht aufgeblieben war und am Fenster gesessen hatte, um stundenlang in die erste Mittsommerdämmerung hinauszustarren, hatte ich an diesem Morgen verschlafen. Die Freier hatten es sich längst bequem gemacht, der Tee war serviert und das dänische Porzellan gedeckt, Sandwiches und Petits Fours, Waffeln und Schokoladenkekse waren angerichtet, und an ihrem Ehrenplatz stand die große Weidenmotivschale mit den Cremeschnitten, die Rott so liebte. Ich sah ihn vor mir: pferdegesichtig, langhaarig, stets mit angedeutetem Lächeln, ein alt gewordener, Fischerpullover tragender Schuljunge, der mit unverhohlenem Vergnügen zusah, wie Mutter ihren Vorrat an Leckereien ausbreitete. Rückblickend wird mir klar, dass Mutter tatsächlich in Rott verliebt gewesen ist, wenigstens ein bisschen, wenn auch nicht so, wie man einen Freier liebt. Natürlich hielt sie diese Liebe geheim, da sie *alles* geheim hielt; das war so ihre Art. Und obwohl jeder Gast von den Cremeschnitten essen konnte, die sie am Samstagvormittag auftrug, waren sie in Wahrheit nur für Rott gedacht; ich bin mir sicher, die übrigen Freier wussten das. Ich bin mir sogar sicher, dass Mutter wollte, dass sie es wussten. Sie wollte sie mit ihrer freundlichen Fürsorge infizieren; sie wollte, dass alle ihn liebten – denn wenn je ein Mann Liebe brauchte, dann Rott.

Jetzt war es Mittag. Heute würde Kyrre Opdahl in seiner *Hytte* gleich unterhalb unseres Gartengrunds und des Birkenwäldchens sein, um sie für den ersten Gast des Jahres herzu-

richten, und er würde sich wundern, wo ich blieb. Ich hatte versprochen zu helfen. Ich half immer, nicht bloß, weil ich den törichten Alten gernhatte, sondern aus eigenen Gründen, und mir gefiel nicht, dass ich zu spät sein würde. Ich stand auf und trat ans Fenster, um nachzusehen, ob Kyrres Lieferwagen an seinem üblichen Platz gleich am Wegende bei der *Hytte* stand, die vom oberen Stockwerk unseres Hauses deutlich zu sehen war – und genau in diesem Augenblick, als ich über die Wiesen zum Strand schaute, begriff ich, dass es Sommer geworden war. Die Monate mit Schnee, dann Tauwetter, dann wieder Schnee endlich vorbei. Zuckerschnee, verwehter Schnee, schmutziger Schnee, der noch bis in die ersten Mittsommerwochen liegen blieb. Frühlingsschnee. Es gibt Leute, die es wegen der langen Winterdunkelheit unerträglich finden, so hoch oben im Norden zu leben, während andere die endlosen, spektakulären weißen Sommernächte der Schlaflosigkeit und wilden Fantastereien nicht ertragen. Doch für mich ist die Zeit des schmutzigen Schnees am schlimmsten, wenn der Himmel hell und klar, aber der Boden noch gefroren ist, ein falscher Sommer mit weißem Himmel und eisiger Erde, in dem nichts zu stimmen scheint. Wir haben einen Namen für die dunkle Jahreszeit und einen Namen für die weiße Mittsommerdämmerung, aber keine Bezeichnung für diese Zwischenzeit, obwohl sie jedes Jahr wiederkehrt, diese leichte, doch bezeichnende Ungehörigkeit auf dem Land, die sich im schlimmsten Fall zu schamlosem Spott steigert, fast, als trüge man zu einer Beerdigung ein rotes Kleid. In diesem Jahr hatte die namenlose Zeit von Schnee und griesgrämigem Licht zu lang gedauert, nun aber war sie vorbei, von einem auf den anderen Moment – und auch wenn die Veränderung nur minimal schien, war sie doch nicht zu leugnen. Ich öffnete das

Fenster. Die Frische war überwältigend. Die Nacht zuvor war frostig und still gewesen; nun hatte die Luft etwas Weiches, einen Duft von junger Süße, von Gras, Wildblumen und sich in den Wiesen sammelndem Bergwasser. Ich konnte Vogelgezwitscher hören und vom Wind gesiebtes Murmeln aus Mutters Garten, fern klingende Rufe aus den Wiesen unten bei der alten Fährstelle und ein tiefes Dröhnen von der jenseitigen Fahrrinne. Gartenvögel, Weidenvögel, Strandvögel; weit fort das Tuckern eines Motorboots; aus Richtung Mjelde, die Küste hinauf, ein Maschinengebrumm. Dieses überall einsetzende Treiben ist in den ersten Sommertagen immer eine Überraschung, die vielen Geräusche, und doch, geht man an ein Fenster und sieht hinaus, scheint es, als gäbe es draußen nur Licht und Weite. Dies ist die Zeit, in der Besucher zu Kyrre Opdahls Sommerhütte kommen, dem einzigen Gebäude, das von unserem Haus aus zu sehen ist, und an diesem Morgen sollten die ersten Gäste eintreffen. Weil sein Lieferwagen vor der *Hytte* parkte, wusste ich, dass der Alte bereits bei der Arbeit war, dass er putzte und sauber machte, seinen Willkommenskorb mit Kaffee, Teebeuteln und frischem Brot bereitstellte, Milch und etwas *Gjetost* in den kleinen Kühlschrank legte, nach dem Gas für den Küchenherd sah und den Stapel Scheite und Anmachholz prüfte. Und längst würde er sich meinetwegen Sorgen machen, denn ich war nicht gekommen, und dieser alte Mann fand immer einen Grund, sich Sorgen zu machen.

* * *

Ich zog mir Jeans und Pullover an, ging auf den Treppenabsatz, blieb stehen und lauschte. In meinem Zimmer hatte ich die Stimmen nicht erkennen können, aber hier, direkt über der Tür zum Esszimmer, hörte ich jedes Wort. Natürlich interes-

sierten mich ihre Gespräche eigentlich nicht, doch irgend etwas an diesem Morgen war anders; ich verharrte ein, zwei Minuten und versuchte, den Grund dafür herauszufinden. Unter mir redete Harstad, gab Antwort auf etwas, das Rott gerade gesagt hatte.

»Daran ist nichts merkwürdig«, wies er ihn in ungewohnt scharfem Ton zurecht. Sonst klang seine Stimme eher sanft, allerdings drehten sich seine Gesprächsthemen üblicherweise auch um den Garten oder um irgendeine neue Pflanze, die er von einem an der Universität arbeitenden Freund erhalten hatte. »Selbst bei schönem Wetter sind die Strömungen da tückisch, das wissen wir doch.«

»Nur was um alles in der Welt hatte er mitten in der Nacht dort draußen zu suchen?«, fragte Mutter leise, um den Frieden zu wahren. »In einem gestohlenen Boot? Ganz allein?« Ich sah sie vor mir, wie sie sich in der versammelten Gruppe umschau-te, die perfekte Gastgeberin von elf bis zwei, und dann gingen sie alle, fast auf die Minute genau. »Das ist doch etwas merkwürdig, Amund, findest du nicht?«

»Es heißt, er sei schon immer ein bisschen eigen gewesen«, sagte Harstad, »ein Einzelgänger ...«

Mutter lachte über dieses Klischee, hakte aber nicht weiter nach. »Nun«, beschied sie, »warten wir ab, doch würde es mich nicht wundern, wenn mehr an der Sache ist, als der erste Blick vermuten lässt.«

Es folgte ein längeres, wenn auch nicht unangenehmes Schweigen. Manchmal senkte sich eine solche Stille über die Samstagsversammlungen, und Mutter zog sie gern ein wenig hin, genoss den Moment wie einen unerwarteten Segen. Sie liebte die Stille und misstraute allen, die sie unbehaglich fanden, was solche Gelegenheiten gefährlich machte für Leute wie

Rott, der unfähig schien, auch nur kurze Zeit still zu sitzen. Nach einigen Sekunden aber wurde das Schweigen – taktvoll und entsprechend feierlich – von einem der Männer im Raum gebrochen, von jemandem, der bislang nichts gesagt hatte. »Wo hat man ihn gefunden?«, fragte er, die Stimme kaum vernehmbar. Es war Ryvold. Er redete nicht viel, wenn er jedoch den Mund aufmachte, dann schwang in seinen Worten oder in der Art, wie er sie aussprach, gewöhnlich die Andeutung mit, dass er dem Gespräch hinterherhinkte, sein eigenes Tempo einhielt, nachdachte.

Erneutes Schweigen, dann antwortete Harstad: »Bei Straumsbukta. Nicht weit von dort, wo er wohnte. Allerdings nimmt man an, dass er von weiter oben heruntergetrieben wurde.«

Wieder breitete sich ungewohnte Stille aus, bis jemand – ich nehme an, dass es Mutter war – sich erhob und durchs Zimmer ging. Es folgte Geschirrgeklapper sowie das Geräusch eines Kessels, der aufgesetzt wurde, und obwohl das Gespräch nur einen Moment stockte, konnte ich bei dem Lärm im Hintergrund jetzt nichts mehr verstehen. Was ich gehört hatte, war durchaus spannend – offensichtlich war jemand ertrunken, und das mit einem gestohlenen Boot, was in einem Ort wie Kvaløya ziemlich erstaunlich war –, nur wusste ich damals nicht, von wem sie redeten, und die Geschichte an sich fand ich nicht interessant genug, um ihretwegen länger zu bleiben. Außerdem wollte ich nicht noch später zu Kyrre kommen. Ich hätte in die Küche gehen und mir Kaffee und Toast machen können, um noch eine Weile zuzuhören, bevor ich aufbrach – denn ich *war* neugierig, und von dem Geruch nach etwas Warmem, Buttrigem, der sich auszubreiten begann, wurde ich hungrig. Doch ich wusste, Kyrre würde unten in der Hütte zumindest hei-

ßen Kaffee für mich haben, und ich konnte davon ausgehen, dass er, egal, um was für eine Geschichte es sich auch handelte, ebenso gut wie jeder andere Bescheid wusste. Also schlich ich mich leise nach unten, hoffte, dass mich niemand hörte, stahl mich zur Haustür hinaus, lief durch den Garten und schloss das Tor. Dann eilte ich durch das Birkenwäldchen, das Mutter dort, zwischen Gartentor und Straße, angelegt hatte, hinaus in die Sonne und in die kühlen, saftigen Wiesen, die hinab zum Strand führten.

Ich besitze nur wenige Erinnerungen, die ich bereit wäre, meine eigenen zu nennen. Ich habe Schnappschüsse, Skizzen, Fragmente von Geschichten und unvollendete Anekdoten, doch passen sie nicht zusammen, und wenn ich sie zu erzählen versuche, klingen sie falsch, fast wie Erfundenes oder Geliehenes. Die ersten drei Jahre meines Lebens wohnten wir in Oslo, aber an diese Zeit kann ich mich nicht erinnern. Ich kenne nur diese Insel – Kvaløya auf dem siebzigsten nördlichen Breitengrad, hoch oben am Polarkreis, jenen Ort, den Mutter sich aussuchte, als sie entschied, alles zu ändern und mit ihrem Leben von vorn zu beginnen. In Oslo war sie recht erfolgreich gewesen, nicht so bekannt wie heute, aber auf dem besten Weg dahin. Damals hielt man sie vor allem für eine Porträtmalerin. Sie besaß eine große Wohnung, interessante Freunde und einen guten Ruf – genau das, was sie sich früher zu wünschen gemeint hatte. Eines Tages aber beschloss sie, zum Polarkreis zu ziehen. Dafür gab es eigentlich keinen Grund: Sie war nie zuvor dort gewesen, und sie kannte keine Menschenseele nördlich von Trondheim. Vielleicht aber ist sie, sobald sie den Entschluss gefasst hatte, genau deshalb hierhergekommen, an einen Ort, den sie nicht einmal dem Namen nach kannte, als sie die Karte auf ihrem Zeichenbrett ausbreitete und sich ansah, was damals für sie abgelegene,

menschenleere Gegenden gewesen sein mussten: lang gezogene Archipele von Vogelschwärmen heimgesuchter Inseln, die weiße Weite der Finnmarksvidda, die ihr nur von alten Bildern und aus Kinderbüchern bekannten Fjorde und Küstenstädte. Eine Weile dachte sie daran, nach Røros zu ziehen, wo Harald Sohlberg lange gelebt hatte. Sohlberg war damals wie heute ihr Lieblingsmaler, von dessen Einfluss auf das eigene Werk sie erzählte, sooft sie Interviews gab (und die gab sie öfter, als es einer vermeintlichen Einsiedlerin anstünde). Letztlich aber schien ihr das wohl zu offensichtlich. Also entschied sie sich für Kvaløya, da es weit genug von allem entfernt lag, was sie kannte, und weil ihr – falls man wirklich glauben darf, was sie in Interviews erzählt – der Name gefiel. Es gibt noch andere Kvaløyas, aber dies ist die Insel, auf die ihre Wahl fiel, und als sie ankam, die Küste und das hohe, graue Haus mit Blick über den Malangen sah, wusste sie, sie würde nie wieder fortziehen. Ich muss sie auf dieser ersten Fahrt zu unserem neuen Heim begleitet haben, kann mich aber an nichts erinnern. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, in Oslo gewohnt zu haben, und ich erinnere mich genauso wenig daran, aus der Stadt fortgezogen zu sein. Für mich ist es, als hätte ich nie irgendwo anders gelebt, und auf den wenigen Reisen, die wir nach Bergen, Oslo und einmal, als ich zwölf war, nach London unternahmen, kamen mir diese Orte ziemlich unwirklich vor.

Nein. Kvaløya, Tromsø, Sommarøy, Hillesøy, das sind für mich die wirklichen Orte, Heimatorte. Ich stelle mir Mutter an dem Tag vor, an dem sie entschied, in den Norden zu ziehen, stelle mir vor, wie sie die Landkarte studierte und laut Namen vorlas, als versprächen sie ihr eine Parallelwelt, wo alles ist, wie es schon immer war. Irgendwie verhält sich die Zeit hier anders; alte Geschichten dauern fort im Holz der Bootshäuser und Fähranle-

ger, Zeit strömt dahin und versinkt in den Flecken von Sommergras und Weidenröschen, die entlang der Straßen wachsen. Man braucht nur den richtigen Tag zu wählen, das richtige Wetter, und man kommt im Morgenlicht an einen verborgenen Ort, an dem die Zeit lang vor der eigenen Geburt stehengeblieben war. Oder man biegt in einen schmalen Pfad durch die Wiesen ein und gelangt in jenes geheime Land, das diese Namen heraufbeschworen, irgendwo im Sonnenlicht der Sechziger. Natürlich existiert die Zeit noch – draußen in jener Welt, in der andere Menschen leben, doch ist sie nur eine Idee, etwas rein Theoretisches. Dort in der geschäftigen Welt ticken die Uhren, wir aber sind meist allein auf unserer Walinsel, und hier gibt es nicht viel, was auf die vergehende Zeit hinweist, nicht in weißen Sommernächten, nicht in der Winterdunkelheit. Deshalb hat sich Mutter für ebendieses graue Haus an ebendiesem Straßenabschnitt zwischen Mjelde und Brensholmen entschieden – sie wollte nicht unbedingt fern von anderen Menschen sein, sich aber von der Last der Zeit befreien, und das geht nur, wenn man allein lebt. Bis auf Kyrre Opdahls Haus haben wir als einzigen Nachbarn an diesem Küstenabschnitt eine winzige *Hytte*, eines dieser kleinen Sommerhäuser, wie man sie sich zum Jagen oder Angeln baut, eine *Hytte*, die jetzt Sommergäste gemietet haben, obwohl es eigentlich kein richtiges Haus ist, nur eine Kate, hingeduckt auf ihrem Streifen Gras und Unkraut am Strand. Sie steht viel näher am Meer als unser Haus, fast so nah wie der kleine Verschlag, in dem Kyrre sein altes Boot sowie verschiedene Ersatzteile und etwas Netzzeug aufbewahrt, und sie scheint, genau wie das Bootshaus, halb zum Wasser und halb zum Land zu gehören.

Ich liebe das Bootshaus. Es ist wie ein Tabernakel: Kyrre wendet ebenso viel Arbeit dafür auf wie für die *Hytte*, und er

verpasst dem schmalen, verwitterten Boot jedes Jahr einen neuen Anstrich in Rot und Blau, nimmt den Motor auseinander, reinigt jedes einzelne Teil und hält alles makellos sauber, aber man sieht ihn nie damit auf dem Wasser. Dafür sei er zu alt, sagt er – dabei wirkt er kaum älter als fünfzig und ist fit wie ein Turnschuh. Ich glaube, er hat es sich einfach abgewöhnt, etwas aus reinem Vergnügen zu machen, und lässt sich nur Zeit für die Arbeit. Dabei hätte er sich längst zur Ruhe setzen können, und niemand weiß, was er mit dem Geld macht, das ihm seine diversen Geschäfte einbringen; allerdings wüsste er auch gar nicht, wie er immer sagt, was er ohne Arbeit mit sich anfangen sollte. Manchmal deprimiert es ihn, wenn es im Winter zu kalt für richtige Arbeit wird, aber im Sommer vermietet er diese *Hytte* sowie noch ein paar weitere Liegenschaften weiter oben an der Küste unweit von Brensholmen.

Sein eigenes Haus liegt, von hier nur einen kurzen Spaziergang entfernt, unsichtbar gleich hinter dem Birkenwald, ist aber auch kaum mehr als ein Lager mit einer Werkstatt, einem Haufen Kisten, Werkzeug und halb fertigen Apparaten, die sich von der Küche, in der er die meiste Zeit verbringt, über den Flur bis ins große, leere, eher dem Laden eines Schiffsausrüsters als einer Schlafkammer gleichenden Gästezimmer verteilen und die gewöhnlichen Details seines Alltagslebens so durchsetzen, dass sich das eine unmöglich vom anderen trennen ließe. Er sei jetzt alt, behauptet er, ist aber so geschäftig wie eh und je und ruht sich nie aus, es sei denn, was selten genug geschieht, er setzt sich mit mir hin, um Kaffee zu trinken und eine seiner Geschichten zu erzählen.

So geschäftig er sich auch gibt, ist er doch nie zu beschäftigt, um Mutter zu helfen, und sie verlässt sich in mancherlei praktischer Hinsicht auf ihn. Er liefert die Scheite für unseren

Ofen, hilft im Garten, repariert, was kaputtgeht, bringt unsere Lebensmittel und die Kunstudensilien, die sich Mutter aus Oslo oder Bergen per Schiff liefern lässt. Er war es auch, der mich während all meiner Schuljahre jeden Tag nach Tromsø fuhr, und ich sehe ihn noch vor mir, wie er, dieser wunderbare, verlässliche Mann mit kurz geschnittenem Haar und vogelartiger Gestalt, an jenem ersten Morgen vom Fahrersitz sprang und nach hinten um den Wagen eilte, um mir mit schwungvoller Geste die Tür zu öffnen, einem schüchternen Schulkind, das sich plötzlich in eine königliche Prinzessin verwandelt sah. Natürlich übertrieb er – bei seinem Anblick musste ich an den Gockel in meinem Bilderbuch denken –, doch merkte ich sehr wohl, wie stolz und würdevoll er war. Ein Mann mit einem Innenleben, dessen Selbstwertgefühl sich nicht auf den engen Winkel der eigenen Existenz beschränkte, sondern sich auf die Leben aller ausdehnte, die er kennenlernte, auch wenn sie die Bedeutung dieses Augenblicks nicht immer zu schätzen wussten. Zudem war er mein persönlicher Geschichtenerzähler, jemand, der mich während meiner gesamten Kindheit in etwa gleich starkem Maß bezauberte wie verängstigte.

Kyrres *Hytte* liegt unten am Strand, über die Straße und eine kurze Wegstrecke durch die dahinterliegende Wiese, doch ist sie von meinem Schlafzimmerfenster aus deutlich zu sehen, auch vom Treppenabsatz, auf dem ich damals meist saß, um Wacht über den Fjord zu halten und das Kommen und Gehen von Kyrres Mieter zu beobachten. Wenn Flut ist, sind es bis zum Meer nur wenige Meter, so dass ein Sommergast auf dem Rasen stehen und die Seeschwalben beobachten kann, wie sie über dem flachen Wasser schweben und auf ein silbrigtes Glitzern warten, das sie wie winzige Blitze in die Dünung hinabschießen, in die Wellen eintauchen und mit einem fest

im Schnabel gehaltenen Mickerfisch wieder auftauchen lässt. Ich nenne die *Hytte* Kate, nicht Haus, weil sie so simpel ist: ein Wohnzimmer mit Ofen und einem Panoramafenster mit Blick auf den Fjord, eine winzige Küche, zwei schlichte Schlafzimmer mit Bett und hinten ein schmaler Kleiderschrank, da, wo immer Schatten ist und es selbst an den schönsten Tagen nach regennassen Wiesen riecht. Laut Kyrres Broschüre können bis zu zwei Erwachsene und drei Kinder in dieser *Hytte* schlafen, doch oft kommen die Sommergäste allein, meist Männer, die auf der Suche nach Ruhe in den Norden fahren. Gewöhnlich sind es Norweger, manchmal ist aber auch ein Engländer dabei oder ein Deutscher; und vor drei Jahren, während eines langen, nassen Julis, saß ein kanadischer Philosoph am Fenster mit Blick auf den Fjord, hörte den Regen auf das Dach prasseln und dachte an Kierkegaard. Jedenfalls hat Mutter das erzählt. Sie lernte ihn eines Nachmittags bei einem Regenschauer kennen und lud ihn zum Tee ein, doch hat er ihr, zu Mutters großem Vergnügen, erzählt, er sei zu beschäftigt.

Allerdings zählt es nicht zu Mutters Gewohnheiten, Kyrres Gäste zum Tee einzuladen, und so freute es sie vermutlich, dass der Philosoph ihr Angebot ausschlug. Natürlich dürfte es für sie eine neue Erfahrung gewesen sein, abgelehnt zu werden. Normalerweise war sie es nämlich, die ablehnte. Ablehnen, abschlagen, abweisen, sich weigern – das sind die Worte, die am besten Mutters Verhältnis zur Außenwelt beschreiben, nicht nur, was ihre Arbeit, sondern auch, was ihr persönliches Leben betrifft. Sie weigert sich ebenso standhaft, eine gefeierte Malerin zu werden, wie sie die Freier abweist, doch mögen die Weigerungen noch so endgültig klingen, bringen sie ihr stets nur größeren Erfolg und höhere Bildpreise ein. Ich glaube, anfangs überraschte sie das, denn ich weiß, ihr Rückzug war

keineswegs geplant, aber es dauerte nicht lang, bis sie erkannte, wie sie dies zu ihrem Vorteil nutzen konnte. Und eigentlich vermag auch niemand zu leugnen, von welch zentraler Bedeutung für ihren künstlerischen Erfolg diese Abgeschiedenheit ist – die mythische Zurückgezogenheit, die äußerste Integrität. Ich weiß heute, dass die Freier, die damals in unser Haus kamen, sehr wohl wussten, dass es sie Woche um Woche, Jahr um Jahr nur deshalb zu Mutter zurückzog, weil ihr Herz nicht zu gewinnen war. Sie bewunderten ihre Bilder, so wie sie ihre Schönheit bewunderten – doch am meisten bewunderten sie, dass sie sich ihnen verweigerte. Ein Talent, das man für bloße Attitüde halten könnte, wäre da nicht die Tatsache, dass sie nichts mehr als *sich selbst* verweigerte – und *das* ist schon immer ihr größtes Geheimnis gewesen. *Darin* liegt ihre Macht. Sich von der geschäftigen Welt abzuwenden, mag bis zu einem gewissen Grade interessant sein – und sie wurde schließlich erst zu der Künstlerin, die sie heute ist, als sie Oslo verließ und in den Augen vieler Leute beruflichen Selbstmord beging –, doch sich selbst zu verweigern, das muss man beispielhaft nennen. Nichts zu werden, sich aus dem Bilderrahmen zu entfernen – das ist die höchste Form der Kunst. Mutter war dies stets bewusst, und die entsprechende Disziplin erfasste alles in ihrem Leben – sogar ihren Umgang mit Kyrres Sommernägsten. Mutter hat schon immer eine Rolle gespielt, nur zeigt die Rolle, die sie spielt, ihr wahres Ich. Man braucht sich bloß ihr Werk anzuschauen, um das zu verstehen.

Während meiner Teenagerjahre machte ich mir Kyrres Gäste zum Hobby. Mit manchen freundete ich mich an und verbrachte dann und wann einen langen Nachmittag in dem Wohnraum mit Blick auf den Fjord oder auf dem winzigen Rasen zwischen *Hytte* und Strand, um mir bei einer Tasse Kaffee oder einigen

Flaschen Solo ihre Geschichten anzuhören; meist aber beobachtete ich sie in aller Stille und sah ihnen von fern zu, wie sie die arktische Landschaft oder die Einsamkeit genossen, deretwegen sie gekommen waren. Beobachtete sie oder – wie Kyrre fand – *spionierte* ihnen nach, was wohl die angemessene Bezeichnung war. Mehrere Jahre lang war ich damals also eine Spionin, eine Beobachterin des Lebens. Ich sah den Sommergästen von meinem Schlafzimmerfenster aus zu, verfolgte ihr Tun und Treiben mit dem Fernglas, das Mutter mir zu meinem dreizehnten Geburtstag geschenkt hatte, und versuchte herauszufinden, was sie wohl dachten. Manchmal machte ich mit dem Teleobjektiv meiner schicken Kamera, einem weiteren Geburtstagsgeschenk, sogar ein paar Fotos, hielt mich aber nie für aufdringlich oder indiskret, da mir bloßes Beobachten letzten Endes nur eine harmlose Aktivität zu sein schien, solange die Objekte meiner Neugierde nicht wussten, dass sie beobachtet wurden. Jedes Jahr trafen Gäste ein, und jedes Jahr entschied ich, welche für meine Beobachtungen infrage kamen und welche nicht. Mit Familien, die hier von Zeit zu Zeit Urlaub machten, gab ich mich nie ab; sie waren sowieso nur selten da und nutzten die *Hytte* meist bloß als Basislager, von dem aus sie nach Tromsø und auch weiter nach Norden fuhren oder am späten Vormittag mit Picknickkörben und Käschern zu Exkursionen nach Sommarøy aufbrachen. Sie interessierten mich nicht, ebenso wenig wie die Paare, die kamen und meinten, eine menschenleere Gegend gefunden zu haben, wo sie auf romantische Weise allein sein konnten. Nein, es waren die Einzelgänger, die ich spannend fand, jene, die das einzige Wunder suchten, an das sie glaubten; das Wunder, wenn die Zeit anhält oder sich doch zumindes den Sommer über verlangsamt und den so oft von der Uhr tyrannisierten Lebenden einen flüchtigen Blick auf spürbares Glück gestattet. Ich

hatte diese Leute so gern, wie ich in jenen Tagen nur irgendwem gern hatte, und ich wünschte ihnen alles Gute. Das war auch der eigentliche Grund, warum ich ihnen nachspionierte. Ich wollte, dass sie glücklich waren.

* * *

Ich fand Kyrre Opdahl im kleinen Schuppen neben der *Hytte*, wo er Spinnweben und Vogelkacke von den Liegestühlen wischte, die er seinen Gästen bereitstellte, damit sie sich um drei Uhr morgens raussetzen und in der Mitternachtssonne lesen konnte. Was für ein Klischee! Er wusste, dass ich da war, natürlich wusste er das, aber er blickte nicht auf. Tat er nie. Er liebte dieses Spiel, so zu tun, als hätte er nicht bemerkt, dass ich zurück war, weshalb wir beide so tun konnten, als wäre ich nie fort gewesen. Eine sehr subtile Form der Höflichkeit, die allen, die ihn nicht kannten, bestimmt ziemlich seltsam vorkam. »He, he«, sagte ich und sah mich um, ob es für mich noch etwas zu tun gab, aber er war fast fertig.

Da blickte er auf. »Tag auch«, murmelte er, Streifen von Staub und Spinnweben im Gesicht. »Gutes Timing.«

»Echt?«

Er lächelte. »Wollte gerade Pause machen. Kommst eben rechtzeitig, um den Kessel aufzusetzen.«

Niemand wusste, wie alt Kyrre Opdahl war. Es schien ihn bereits seit Jahrhunderten zu geben, war er doch so fester Bestandteil der Insel, dass er nach Belieben in ihr verschwinden konnte – zumindest kam es mir so vor, als ich noch ein kleines Mädchen und er mein steter Begleiter war, ein Fels, ein bedachtsamer, hoffnungslos höflicher Wiedergänger aus einer anderen Zeit, schon damals alt, das Haar kurz geschnitten, die Augen von einem überraschenden Kohlegrau. Und mein Le-